Bärner Platte

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **90 (1964)**

Heft 46

PDF erstellt am: **23.05.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Ueli der Schreiber:

Bärner Platte

Eine Minute des Schweigens

Man tut das ja eigentlich sonst nur für gestorbene Personen – aber warum nicht einmal für eine gestorbene Zeitschrift?
Die ‹linie› ist tot. Sie war, falls Sie das nicht wissen sollten, eine Zweimonatsschrift von quadratischem Format, mit dem Untertitel: ‹Kulturpolitisch-zeitkritische Umschau›. Herausgeber: junge Berner Idealisten. Graphische Gestaltung: von hohem Niveau. Inhalt: teils-teils, so wie alle Zeitschriften, aber sicher nie langweilig und ebenso sicher bedeutend weniger leisetreterisch und konventionell als ... – doch lassen wir das; sie ist ja ohnehin nicht mehr zu retten.
Die ‹linie› brachte es auf sechs Nummern. Hat sie einem Bedürfnis entsprochen? Sicher. Zumindest einem Bedürfnis ihrer Gründer: denn ohne inneren Drang würde es wohl niemandem einfallen, all die zeit-, schlaf- und geldraubenden Umtriebe eines solchen Abenteuers freiwillig auf sich zu nehmen.
Wie aber stand es mit dem Bedürfnis auf der andern Seite, beim Publikum?
Die ‹linie› hatte 600 Abonnenten, die pro Jahr 15 Franken zahlten. Soviel legt man heute in jedem besseren Restaurant für ein Menu inklusive Getränke, Bedienung und Garderobe auf den Tisch. Für eine Zeitschrift aber reichte das nicht. Das Defizit beträgt 14 000 Franken. Und wer deckt es? Nun, könnte man sagen, das ist nicht unsere Sorge, *wir* haben die Zeitschrift nicht gegründet, ja wir haben seinerzeit sogar teilnahmsvoll den Kopf geschüttelt und lebhaft an ihrem Fortkommen gezweifelt. Die Ereignisse haben uns recht gegeben, und wir könnten uns jetzt eigentlich in die Brust werfen und verkünden: «Mir heis ja gäng gseit!»
Das wäre ein unschöner Triumph. Es ist immer traurig, wenn man zugeben muß, daß die Pessimisten recht bekommen. Gewiß ist es keine nationale Katastrophe, wenn einigen jungen Menschen ein gewagtes Experiment mißlingt, und 14 000 Franken sind heutzutage auch nicht besonders viel, wenn man bedenkt, daß man mit diesem Betrag nicht einmal den tausendsten Teil eines Mehrzweckflugzeuges finanzieren könnte. Aber eine Minute des Schweigens ist dieses journalistische Begräbnis dennoch wert.
Jetzt starren Sie aber bitte nicht eine Minute lang gedankenlos auf den Sekundenzeiger. Versuchen Sie vielmehr, folgende Fragen zu beantworten:
Wieso muß eine Zeitschrift sterben, die, ohne den geringsten Anspruch auf materiellen Gewinn, versuchen wollte, sauber, kompromißlos und mutig zu sein, während andere, die sich an die primitivsten Triebe der Leserschaft wenden, Auflage und Gewinn ständig erhöhen?
Warum findet sich nicht genug Geld für ein solches Unternehmen, während für all den Reklame-Plunder, der uns seit Jahren die Briefkästen verstopft, Millionen zur Verfügung stehen?
Und schließlich: Warum stellt man sich solche Fragen immer erst dann, wenn es zu spät ist?
Die Minute des Schweigens ist vorbei. Es ist aber nicht verboten, noch etwas länger nachzudenken.

Wengen

Kenner kommen bald dahinter: Wengen wählt man auch im Winter!

Noch einmal: Asozialer Wohnungs-Umbau

Meine Wehklage über die Verbürolisation von Wohnhäusern hat, wie mündliche und schriftliche Aeußerungen bestätigen, vielen Lesern aus dem Herzen gesprochen, und ich erwarte stündlich einen Bundesratsbeschluß, der diesem Unfug auf dem gesamten Territorium der Eidgenossenschaft ein Ende macht. Ein weiterer Schritt wird dann die Zwangsreduktion des Büropersonals sein, indem man – unter anderem – sämtliche Sekretärinnen, die mehr als 70 Prozent ihrer Präsenzzeit mit kosmetischen Unterhaltsarbeiten und privaten Telephongesprächen zubringen, in die Landwirtschaft umteilt, wo sie ihrem Dasein wenigstens als Vogelscheuchen einen Sinn geben können.
Die Leserstimmen haben erkennen lassen, daß der asoziale Wohnungs-Umbau auch in anderen Städten wütet. Da ist mir zum Beispiel der Werbebrief eines Zürcher Unternehmens zugeschickt worden, das sich bescheiden «Europas größte Organisation» seiner Branche nennt und dem in Ehrfurcht erschauernden Leser mitteilt, sein Sitz befinde sich «in einem der schönsten und kunstgeschichtlich wertvollsten Patrizierhäuser aus dem 15. Jahrhundert, dessen Inneres zu einem modernen Bürogebäude umgestaltet wurde».
Es ist zu vermuten, daß ein Bauwerk aus dem 15. Jahrhundert, dessen Inneres zu einem modernen Bürogebäude umgestaltet worden ist, kunstgeschichtlich nicht mehr so ganz den gleichen Wert besitzt wie vorher. Kulturgeschichtlich wird es jedoch für die Nachwelt recht aufschlußreich sein. Der Kulturhistoriker des 21. Jahrhunderts wird daraus auf die Geisteshaltung des 20. Jahrhunderts schließen können, eines Jahrhunderts, in dem man alte Kaffeemühlen zu Tisch-, alte Spinnräder zu Ständer- und alte Ochsenjoche zu Deckenlampen umarbeitet und wohl bald auch gotische Madonnen als Aschenbecherhalter oder Schirmständer verwenden wird.
Doch werden wir nicht bitter! Möglicherweise tue ich meinen Zürcher Miteidgenossen wieder einmal Unrecht, denn es fehlen mir die Beweise dafür, daß jene Bürolisten im Patrizierhaus waschechte Zürcher oder überhaupt Schweizer sind. Es gibt sogar einen Anhaltspunkt dafür, daß sie es nicht sind: in ihrem Werbebrief geben sie nämlich nicht ihre Adresse an, sondern ihre ‹Anschrift›.
Und das tut doch ein rechter Schweizer nicht!

Ein Berner namens Bruno Moro

war erst noch Bürger von Pianoro
(was südlich von Bologna man
auf bessern Karten finden kann);
und dennoch gab man ihm, obschon er
kein eigentlicher Urbewohner
von Bern war, dessen Bürgerrecht.

Wer dies mißbilligt, kennt ihn schlecht;
denn Bruno ist des Berndeutschs mächtig,
jaßt meisterhaft und jodelt prächtig,
liest lieber Gotthelf als Goldoni,
schätzt Röschti mehr als Maccaroni,
trinkt lieber Milch als Alkohol
und sagt nach jedem Satz: «Däich wohl!»

Drum ist in seinem tiefsten Kern er
viel bernerer als mancher Berner.

Aus dem EMD

Aufgeschreckt durch den chinesischen Knall in der Wüste Takla Makan, befaßt man sich im Militärdepartement wieder vermehrt mit der Atomschutz-Ausbildung.
Ausgedehnte Versuche haben gezeigt, daß in der Anwendung der reglementarischen Schutzvorschriften mehr Rücksicht auf kantonale Besonderheiten genommen werden muß. Dies betrifft vor allem die Vorschrift für die Truppe, sich bei Feststellung eines Atomblitzes auf den Boden zu werfen und auf 15 zu zählen, bevor man weitere Maßnahmen ergreift. Sie wird im Sinne einer zeitlichen Vereinheitlichung dahin abgeändert, daß Berner inskünftig nur noch bis 10, Zürcher dagegen bis 20 zählen müssen.